

EVE BEST

Geld, Gier^{und} Tod

Kriminalroman

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

EVE BEST

**Geld, Gier
und Tod**



edition fischer

Die Handlung dieses Romans sowie die darin vorkommenden Personen sind frei erfunden; eventuelle Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten und tatsächlich lebenden oder bereits verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Bergamo
Herstellung: cf/bf
ISBN 978-3-86455-021-8 PDF

Für Paul

›Die Hölle sind die anderen.«

Geschlossene Gesellschaft, J. P. Sartre

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht,
ist wert, dass es zugrunde geht;
Drum besser wär's dass nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
mein eigentliches Element.

Mephisto aus ›Faust‹ von J. W. Goethe

PROLOG

Sie hörte ihn schon seit einer Stunde im Haus rumoren. Zwischendurch drangen erregte Stimmen hinauf in die kleine Klausur unter dem Dach. Mit wem hatte er wieder Streit? Die Stimmen liessen sich nicht auseinanderhalten. Sie ging davon aus, dass bei ihm einmal mehr Alkohol im Spiel war. Und bei den Anderen? Wie viel Wut und Enttäuschung hatte sich bei ihnen über Jahre hinter der Barriere der Wohlanständigkeit gestaut?

Er würde sich auch heute mit seinen Drohungen, seinen Schmähungen und seinen Fäusten erneut überschätzen und seine Gegner unterschätzen. Diese würden, wie schon so oft reagieren und ihn in den Mühlen der Justiz langsam zermahlen. Wie lange hielten die Anderen den Zermürbungsprozess durch? Er hatte schon am eigenen Leib erfahren müssen, dass der Geduldsfaden der Anderen reißen konnte. Er hatte seine Chancen verspielt, weil er nicht kooperieren konnte und sie nicht mehr kooperieren wollten. Alle sahen das, nur er nicht. Und sie in ihrer Kammer über den Dächern der Nachbarhäuser? Sie hatte sein Spiel mitgespielt. Bis jetzt.

Den Riegel an der Tür vorschieben, die Musik laut aufdrehen, Mobiltelefon und Festnetzanschluss ausschalten und sich der Illusion hingeben, die zurückliegenden Jahre seien nur ein erdrückender Traum gewesen. Ein Traum – ein Albtraum. Sie mochte niemanden mehr sehen und hören. Sie rollte sich unter der Bettdecke zusammen und wartete.

Draussen tobte ein Föhnsturm und rüttelte an den Fensterläden. Der warme Fallwind hielt die Menschen unter Druck, schürte überspannte Nervosität und bohrende Kopfschmerzen. Eine unheilvoller Einfluss, wo bereits viel Spannung vorhanden war.

Ihr Abtauchen unter die Bettdecke war nur von kurzer Dauer. Die Gedanken hatten sich verselbständigt und wandelten sich zu Taten. Wollte sie retten, was noch zu retten war, so müsste sie jetzt ihr Vorhaben umsetzen. Jetzt, bevor sich sein ganzer Besitz in der Hölle von Bankforderungen, Gerichts- und Anwaltskosten, Schulden und Betreibungen in Nichts auflösten. Also musste sie jetzt die Initiative ergreifen, die Verhältnisse klarstellen und ihre Forderungen auf den Tisch legen. Ultimativ und vollständig. Wenn nötig mit Erpressung. Ihre Pläne würden seine Rettung sein, versuchte sie sich einzureden. Die Endlosschleife musste durchschnitten werden. Das Elend musste ein Ende haben.

Das Knallen mehrerer Türen signalisierte seinen Abgang. Dann war Stille im Haus. War er tatsächlich gegangen? Wenn ja, dann in die benachbarte Kneipe oder zur verfallenen Scheune, seinem Rückzugsort im verwilderten Garten. Sie warf die Bettdecke zurück und stand auf. Sie strich sich über die widerborstigen Haare und machte sich zurecht. Sie würde ihre Karten offen legen. Keine verklausulierten Vorschläge mehr, die es ihm leicht machten, sie zu ignorieren. Keine Rücksicht mehr auf seine Ansprüche. Keine Angst mehr vor seinem Begehren, seiner Rachsucht. Jetzt musste alles auf den Tisch. Die Zeit drängte. Morgen würde sie ihn zu einem entscheidenden Gespräch zwingen.

★

Am Morgen, als sie die Rollläden hochzog, sah sie im Innenhof der angrenzenden Gebäudegruppe mehrere uniformierte Polizisten und weiss gekleidete Spurensicherer. Ihr Ziel war offensichtlich die Scheune hinten im Garten. »Gnädiger Gott, lass es nicht wahr sein«, schluchzte sie und warf sich aufs zerwühlte Bett.

Sachte dämmerte der Morgen über dem verschlafene Dörfchen Weil am Briener-See im Berner Oberland. Ein Postkartenidyll für jeden zufälligen Passanten. Ein erster Blick bleibt an niedrigen Holzhäuschen, im rustikalen Stil der Gegend, hängen, ergötzt sich an geschnitzten Dachsparren und blumengeschmückten Fassaden mit frommen Sprüchen. Der Blick linst durch enge Gässchen mit plätschernden Brunnen und gepflegten Vorgärten. Eine Disney-Idylle die jedes Touristenherz erfreuen müsste, wenn es denn überhaupt vereinzelte Touristen in Weil gäbe.

Eine dunkle, steile Bergflanke ragt hinter dem Dorf weit in den blauen Himmel auf. Eine Schutzwand gegen Wind und Wetter würde man meinen, wären da nicht vom Sturm geknickte Bäume, Geröllnarben und ganzjährige Lawinenkegel in schattigen Abgründen. Eine kleine Kapelle mit spitzem Türmchen steht kontrastreich zu der herben Landschaft im Hintergrund. Sie hat Steinschläge und Unwetter überstanden. Nur die verblichene Sonnenuhr über dem schweren Portal, will den Dörfnern die Vergänglichkeit nicht mehr weisen. Zwischen dem Dorfe und dem Berg zwingen sich ein paar schmale, saftige Wiesen mit molligen Schafen und Glocken bimmelnden Kühen. Die Dächer der geduckt wirkenden Holzhäuser sind alle gleich ausgerichtet. Sie müssen den übermächtigen Föhnstürmen aus den Hochalpen trotzen, die das Dörfchen mehrmals im Jahr heimsuchen. Die Häuserfronten sind auf den See ausgerichtet. Der Ausblick aus schmalen Fenstern ist märchenhaft. Der Anblick des Sees ist zu jeder Jahreszeit ein Fest für die Sinne.

Ein paar Hafensplätze am See, versteckt hinter hohen, kräftigen Bäumen, weisen auf Fischer und Segler hin. Der Badeplatz vor dem Dorf ist klein, aber lauschig und gepflegt. Ein schmaler Weg verbindet ihn mit dem Geheimtipp des Dorfes, einer versteckten Gartenwirtschaft direkt am Ufer. Die wenigen Tische und Stühle werden an warmen Tagen und Abenden von Anwohnern gern genutzt. Im Angebot gibt es einfache, lokale Spezialitäten und manchmal, zur Feier des Tages, einen selbst gebrannten Zwetschgenschnapf höchster Qualität.

Es ist der zweite Blick auf Weil, der irritiert und die Idylle trübt. Eine stark befahrene Autostrasse schlingt sich ausserhalb des Dorfes um die letzten Häuser. Ein Schienenstrang trennt Dorf und See. An sonnigen Wochenenden reisst der Automobilstrom oberhalb des Dorfes kaum ab. Auf den Schienen fahren stündlich Lokalzüge vorbei und einmal am Tag auch ein Zug nach Berlin oder Amsterdam. Fernweh inklusive. Die

winzige Bahnstation aus den Anfangszeiten der Bahnerschliessung hält ausserhalb des Dorfes wacker die Stellung. Personal ist dort keines mehr vorhanden. Alles läuft automatisch. Stündlich ein kurzer Halt des Regionalzuges, um die gelegentlichen Zugpassagiere – es sind Schüler am Morgen und Abend, rüstige alte Leute und einige Wanderer – ein- und aussteigen zu lassen. Nur der ICE rauscht hochmütig an der ländlichen Station vorbei.

Selbstverständlich hat Weil auch eine Dorfkneipe. Sie ist gelegentlich offen, aber wenig einladend. Trist welken einige Topfpflanzen vor dem Eingang. Zettel an der Kneipentür und an wackeligen Gestellen vor dem Haus, künden mit verblasster Schrift von immer gleichen Menüs, von einer verborgenen Seeterrasse und von unübersichtlichen Öffnungs-, Feiertags- und Ferienzeiten des Lokals. Die Kneipe hat eine bewegte Geschichte. Sie war einst der Stammpplatz qualmender Dörfler, ihr Rückzugs- und Begegnungsort. Dann Treffpunkt von Asylbewerbern mit undurchsichtigen Verbindungen, später Gourmetlokal eines ambitionierten jungen Paares und in letzter Zeit wieder bescheidene, vor sich hindümpelnde Dorfkneipe.

Das Stammpublikum rekrutiert sich aus einigen wenigen Bürgern des Dorfes. Auswärtige Gäste sieht man kaum, es sei denn die Kinder vorbeikommender Autofahrer müssten dringend aufs Klo. Einzig begeisterte Fahrradfahrer gönnen sich im Hochsommer auf den wackeligen Stühlen vor dem Eingang der Kneipe, hinter dem Eisenbahndamm im Schatten des einzigen Baumes, eine Ruhepause und ein kühles Bier.

Gleich gegenüber auf der anderen Strassenseite künden schmutziginde Schaufenster davon, dass hier einmal der Dorfladen war; ein Begegnungsort der weiblichen Bevölkerung. Die geschlossenen Rollläden weisen heute jedoch jeden ab. Es ist keine Bewegung mehr auszumachen. Ein leicht verblasstes Stück Papier am Schaufenster fragt ins Leere, ob jemand den Laden mieten möchte. Bisher vergeblich.

Der kleine Platz neben der Strassenkreuzung von Durchgangs- und Zufahrtsstrasse neben dem Laden, hätte das Potential für einen einladenden Dorfplatz gehabt. Ein Bach rauscht vorbei, ein Dorfbrunnen plätschert friedlich vor sich hin. Doch anstelle einer hübschen Begrünung der schmalen Fläche, nutzt die Gemeinde den verfügbaren freien Platz zum Abstellen von Abfallcontainern. Mehrere Metallstreben mit Hinweistafeln und hässliche Zeitungsspender runden das lieblose Bild ab. Die verwitterten Gebots- und Verbotstafeln verbieten das Parken, geben An-

weisungen zur Nutzung der Container und weisen die Radler an, das Dorf beim Ostausgang durch eine Unterführung zu verlassen. Ein Zugang zum See ist auf der ganzen Strassenlänge durch das Dorf nirgends markiert.

Es ist der dritte kritische Blick aufs Dorf, der deprimiert. Am Dorfeingang Ost bröckelt eine stillgelegte Fabrik vor sich hin. Grau und erdrückend. Der von ihr einst ausgehende Staub scheint immer noch auf den Gemütern der älteren Dorfbewohner zu liegen. Das Atmen und Handeln in Weil fällt schwer. Innovation und Aufbruch sind Fremdwörter. Am westlichen Dorfausgang blubbert eine Abwasserreinigungsanlage, deren Duft sich den Wind- und Wetterlagen anpasst.

Auf Passanten, die weder einen Zugang zum See, noch die lauschige Gartenwirtschaft am See gefunden haben, wartet wenigstens am westlichen Dorfausgang ein unerwarteter Höhepunkt: Die Dorfstrasse steigt leicht an und gewährt oben in einer Linkskurve einen atemberaubenden Blick auf den sich weitenden See. Ein blaugrünes Juwel, gesäumt von Bergen, die den Zugang zu grossen Seitentälern weisen. Ein ferner Blick auf ganzjährige Schneefelder, in der die Sonne gleisst. Eine verwitterte Parkbank, leicht überwuchert von ungepflegtem Grün, lädt zum Verweilen ein. Das Licht an diesem einmaligen Aussichtspunkt, das Versprechen einer sich öffnenden Welt, das hat einst berühmte Maler inspiriert und macht noch heute Lust, den Ort zu besuchen und ihn mit der Kamera auf ein Foto zu bannen. Es ist diese unvergleichliche Sicht auf den See und das Schauspiel, das er bei jedem Wetter und jeder Tageszeit bietet, die für alles entschädigen, was das Dörfchen nicht mehr zu bieten hat.

Für fast alles. Auf dem ganzen Dorf lastet seit Jahren eine Klimaveränderung der emotionalen Art. Sie vergiftet das Zusammenleben und lähmt das Handeln. Eine Decke des Schweigens und Tuschelns liegt über dem Dorf, die die nostalgische Idylle, die dort vor Jahrzehnten blühte, erstickt hat.



Ein Zeitzeuge der vergangenen goldenen Zeit des Tourismus in Weil ist vom Schiff aus gut sichtbar. Es ist ein Haus im Stile eines Zuckerbäckerschlosschens mit Nischen, Türmchen, Spitzdächern und schwungvoll geschnitzten Balkonen. Ein Haus mit unverbaubarem Blick auf den See.

Es steht auf dem Kegel eines vor Urzeiten niedergegangenen Bergsturzes und bietet freie Sicht bis weit in die Talschaften des Alpengebietes und in das geschäftige Mittelland, das an die Voralpen angrenzt. Was man schwer erkennt, ist der Fluch der über dem Gebäude liegt. Kein mystisch, geheimnisvoller Fluch. Nein. Nur eine vermeintlich harmlose, tödliche Bausünde.

In der Neuzeit wollte man diese aussergewöhnliche, sonnenverwöhnte Lage nutzen und baute dem Schlösschen fünf moderne Gebäude an. Sie sollten dem lahmen Tourismus neuen Schwung geben. Das Ganze wurde als Hotel-Appartement-Komplex konzipiert, mit Wohnungen und Studios. Inspiriert von den Blumenornamenten an den Wänden des Restaurants wurde das Hotel einst FLEUR, Blume, genannt. Ein neugieriger Blick auf die Anlage zeigt, dass das Hotel-Schlösschen bereits arg verwittert und vernachlässigt ist. Einige Fensterläden hängen schief in den Angeln, ein Balkonboden ist durchgebrochen. Ein Geländer hat sich gefährlich aus der Halterung gelöst, Moos bedeckt die Dächer, Schlamm erstickt den kleinen Weiher vor dem Eingang. Unkraut schießt überall in die Höhe, Markierungen am Boden sind ausgewaschen.

Vom Rost zerfressene Eisengestelle neben der Badewiese des Hotels, erinnern an einen verschwundenen Surfklub. Zwei einsame, kaputte Neoprenanzüge am Surfgestell zeugen von einer Tauchschule, die vor Jahren bankrottgegangen ist.

Die neu gebauten Appartementhäuser dagegen sind gepflegt, die Terrassen mit blühendem Strauchwerk abgegrenzt, die Fassaden herausgeputzt. Es ist offensichtlich: Hier prallen zwei Welten wie Feuer und Wasser aufeinander. Dass sie auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind, ist das Drama des FLEUR, dieser Siedlung im Dorf Weil. Das war die Situation als Silvia Lederer – eine Wohnungseigentümerin in der FLEUR-Siedlung – am frühen Montagmorgen die Polizei anrief und aufgeregt meldete, beim FLEUR liege eine männliche Leiche.

★

»Man hat mir gesagt, Sie kennen das Dorf gut«, stellte der Berner Kommissar Jean de Diesbach fest, als er nun mit Benny Burger, dem Regioalfahnder, durch das FLEUR Areal schritt und zwei Vertretern der Ortspolizei zum Tatort folgte.

»Gut ist übertrieben«, wiegelte Burger ab. »Ich war am schroffen Grat

oberhalb des Dorfes Weil schon mehrmals an einem Kletterstieg. Mich dünkt, das Dorf ducke sich immer mehr. Wenig Neues ist zu erkennen.«
»Wer ist die Anruferin, die den Toten gemeldet hat?«

»Eine Silvia Lederer. Stockwerkeigentümerin in der FLEUR-Hotel Appartement-Anlage. Eine ältere, alleinstehende Dame aus Basel, mit Hund.«

Die zwei Polizisten der regionalen Ordnungskräfte, waren offenbar nicht das erste Mal in der Anlage. Sie steuerten zielsicher durch den Hof, querten den gewölbten Durchgang zwischen zwei Häusern und betreten das angrenzende Grundstück. Eine verwilderte, taufeuchte Wiese mit dichtem Buschwerk.

De Diesbach in rahmengenähten Stadtschuhen und Burger in stabilen hohen Laufschuhen suchten sich den Weg durch das hohe Gras.

Die beiden uniformierten Polizisten, Ralph Müller und Hans Meier, welche die Equipe aus Bern auf dem Parkplatz abgeholt hatten, stellten am Tatort Kommissar und Fahnder der bereits anwesenden Ärztin und den Spurensicherern vor.

Eines war am Tatort, der Scheune, augenfällig. Hier hatten sich zu später Stunde gleich mehrere Personen aufgehalten. Der Boden war zertrampelt, die Spuren aber noch leidlich frisch.

Die Polizisten bestätigten, dass sie den Ort sofort abgesperrt hatten. Dem Toten hatten sie sich auf der gemauerten Uferböschung genähert, in der Hoffnung, noch etwas für den Mann tun zu können, ohne Spuren zu hinterlassen.

Sowohl Silvia Lederer als auch einer der Ortspolizisten hatten den Toten trotz der tiefen, blutverschmierten Wunden am Kopf erkannt.

»Was wissen Sie über den Mann?«, wollte Kommissar de Diesbach wissen.

»Es ist Alex Wolff. Der Hotelbesitzer«, meldete Polizist Meier.

»Warum sind Sie sich so sicher?«

Die beiden jungen Männer schauten sich etwas betreten an. Dann straffte sich Meier.

»Um es kurz zu machen: Wir hatten wegen ihm in den vergangenen 20 Jahren mehrfach Einsätze im FLEUR. Randalie, Gewaltakte, Sachbeschädigung, Nötigung. Was weiss ich. Schon eigenartig, dass es nun ihn erwischt hat und nicht einen anderen.«

»Ihm gehört das Hotel?«, ignorierte de Diesbach die befremdliche Schlussfolgerung des jungen Polizisten.

»Sagte Wolff. Richtig wäre wahrscheinlich: Es gehört den Gläubigern.«

»Wir werden sehen«, beendete de Diesbach das Gespräch und wandte sich dem Toten zu.

Der bullige Tote lag unweit der Scheune rücklings im seichten Wasser des Seeufers. Die sanften Wellen umspielten das aufgedunsene Gesicht mit den schlaffen, von Alkohol aufgedunsenen Tränensäcken unter den weit aufgerissenen Augen. Das blutige Loch im Schädel wies auf einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand oder einen heftigen Aufschlag hin. Totschlag oder Unfall am steinigen Uferstreifen? Die Gerichtsmedizinerin wollte sich noch nicht festlegen. Wolff war vollständig bekleidet, aber schmutzig, als hätte er vor dem Sturz ins Wasser im Dreck gelegen. Sein Hemd war aufgerissen, ein Fuss ohne Schuh. Der andere Fuss hatte sich in der Wurzel eines Strauches verfangen, der aus der Ufermauer herausgewachsen war und über das Wasser ragte. Ein bizarres Bild. Die Gerichtsmedizinerin schätzte die Todeszeit auf 23:00 Uhr bis ca. 1:00 Uhr ein.

De Diesbach wandte sich ab und bedankte sich bei der Ärztin und der Leiterin des Spurensicherungsteams. Er suchte das Umfeld mit den Augen ab, sah aber wegen der frühen Morgenstunden wenig Genaues. Der Polizeifotograf hatte einige Scheinwerfer installiert und machte detaillierte Fotos für den Untersuchungsbericht. Abweisend hob sich die halb verfallende Scheune, wo Wolff zu Tode gekommen war, vom fahlen Morgenhimmel ab. Eine umgeworfene Bank, verstreutes schmutziges Styroporgeschirr und unzählige leere und zerbrochene Flaschen lagen am Boden. Viel Arbeit für die Spurensicherung. De Diesbach fiel drei zerzauste, dicht beschriebene Seiten ins Auge, die im Schilfgürtel hinter dem Tatort hängen geblieben waren. Sie schienen aus einem Ordner zu stammen und waren möglicherweise herausgerissen und vom Wind herumgewirbelt worden. Kalkulationen, Bankauszüge, Abrechnungen, wie es schien. Er bat die Spurensicherung, sie so schnell wie möglich auf Fingerabdrücke zu untersuchen. De Diesbach und Burger liessen die Szenerie noch einen Moment auf sich wirken, dann überliessen sie der Spurensicherung das Feld.

»Wo ist die Frau, die den Toten gefunden hat?«, wollte de Diesbach von den wartenden Polizisten wissen, nachdem er vorsichtig auf dem wackligen Ufermäuerchen zurückbalanciert war. Benny Burger war ihm wortlos gefolgt.

Die beiden Polizisten hatten leise miteinander getuschelt und schlugen nun die Haken zusammen als der Kommissar vom Tatort zurückkam.